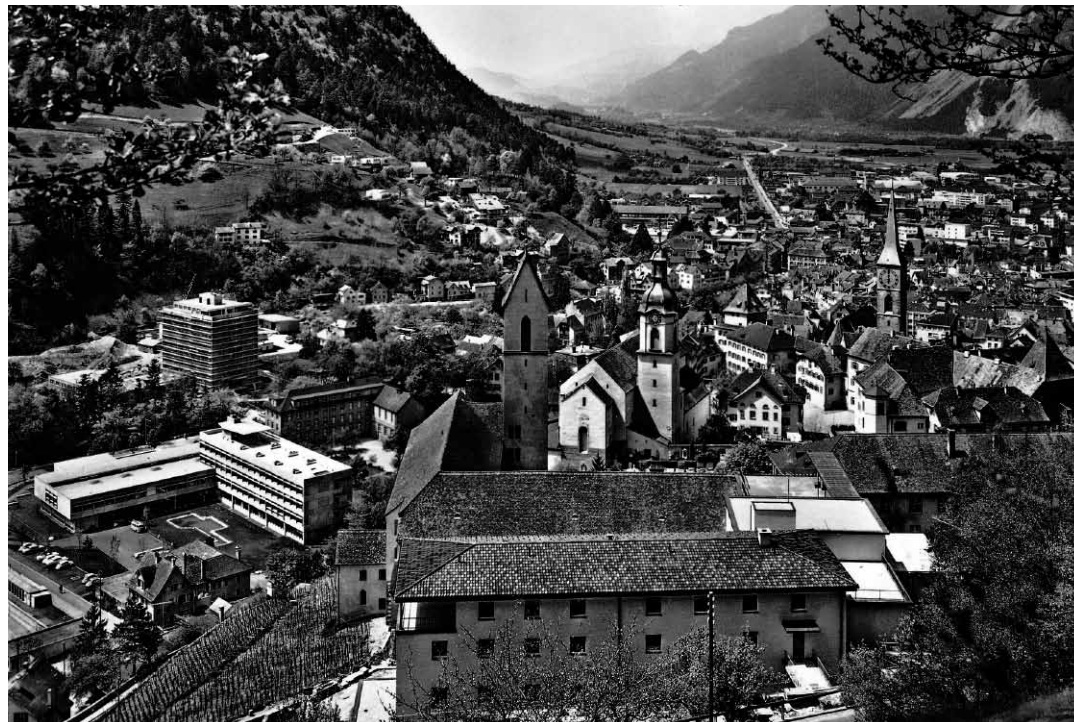


Das waren noch Zeiten ...

TEXT: FRANZ SPANNY, BILDER: STADTARCHIV

Wenn man in die Jahre gekommen ist, drängt sich unwillkürlich ein Rückblick auf vergangene Zeiten auf. Von der Zukunft erwartet man sich nicht mehr allzu viel, also schaut man zurück – in die «gute alte Zeit», die durch den zeitlichen Abstand natürlich etwas verklärt wird. Mag die Zeit der Fünfzigerjahre des letzten Jahrhunderts nicht allen als gut in Erinnerung geblieben sein, so war das Leben damals auf jeden Fall weniger hektisch als heute. Man war auch genügsamer – musste es schon aus finanziellen Gründen sein. Man hatte zwar sein Auskommen, grosse Sprünge machen lag aber nicht drin. Aber das Freizeitangebot war in dieser Zeit auch eher bescheiden, sodass man gar nicht in Versuchung kam, über die Schnur zu hauen ...



Eine idyllische Kleinstadt in den Bergen: die Stadt Chur in den Sechzigerjahren.

Als ich im Juni 1951 nach Chur kam, um eine Stelle als Maschinensetzer beim damaligen «Freien Rätier» anzutreten, gab es immerhin schon das Freibad Sand. Dass sich in diesem bis in den Juli hinein Männlein und Weiblein nicht gemeinsam tummeln und erfrischen konnten, mutete schon seltsam an. Aber es galt damals Rücksicht zu nehmen auf

die Zöglinge auf St. Luzi, die beim Anblick gemeinsamer Bade- freuden sich eventuell Gedanken hätten machen können über die Sinnhaftigkeit des Zölibats. Nachdem auch die zukünftigen Jünger der katholischen Kirche ihre Ferien antreten konnten, wurde das gemeinschaftliche Baden im Sand erlaubt. Nun, man wunderte sich als «Zugereister» zwar über diese

Usancen, die eher ins Mittelalter als in die Nachkriegszeit gepasst hätten, litt aber nicht sonderlich darunter.

Von einer 5-Tage-Woche war damals noch keine Rede. – immerhin wurde am Samstag wenigstens nur bis Mittag gearbeitet. Abends konnte man sich in «Rohrers Biergarten» am linken Plessurfer vergnügen oder aber im Garten des Marsöl, wo während der Sommermonate eine 4-Mann-Kapelle aufspielte. Und es gab damals schon die «Felsenbar» im Welschdörfli, in der sich jeweils am Freitagabend ein Postillon d'amour betätigte – meistens mit eher mässigem Erfolg. Das war's dann schon, was in dieser Zeit an Unterhaltungsmöglichkeit geboten wurde. Aber es genügte auch.

Der Wochenlohn – er betrug in meinem Fall anfangs 125 Franken – wurde jeweils am Freitag vom Patron Paul Bärtsch oder

seiner Frau persönlich überreicht. Fürs Mittagessen bezahlte man als Pensionär im Restaurant «Bernina» in der Unteren Gasse 2.50 Franken und für die Unterkunft in einem kärglichen Zimmer in der Oberen Gasse 30 Franken im Monat. Die Krankenkassenprämie, die man damals noch persönlich auf dem Rathaus entrichten musste, betrug damals – man lese und staune! – 4.50 Franken im Monat. Wenn man dies nun mit den heutigen Aufwendungen für die Krankenversicherung vergleicht, so kann man mit Fug und Recht sagen: «Das waren noch Zeiten ...»

Ein besonderes Ereignis waren die «Volksreisetage» der Rhätischen Bahn im Herbst, an denen man für 5 Franken einen ganzen Tag lang auf dem gesamten Streckennetz der RhB unterwegs sein und so Graubünden von seiner schönsten Seite kennenlernen konnte. Ergiebig war auch eine Wanderung aufs Schöneegg, von wo aus sich der Calanda

von einer ganz ungewohnten Perspektive zeigte. Apropos Calanda: Natürlich gehörte es zum guten Ton, auch den Namensgeber für das gute Bier wenigstens einmal im Sommer von Haldenstein aus zu «bezwingen». Nicht selten wurde man an diesen Ausflug eine ganze Woche lang durch einen veritablen Sonnenbrand erinnert.

Im Winter war eine Schlittelfahrt von Malix nach Chur – auf der Kantonsstrasse! – das absolute Erlebnis. War man noch gut bei Kasse, konnte man sich für 1 Franken mit dem Bus vom Obertor nach Malix befördern lassen. Meistens aber absolvierte man diesen Aufstieg per pedes, denn 1 Franken war damals viel Geld, und man wollte ja noch im Restaurant «Höhe» in Malix einkehren, um sich für die Abfahrt zu stärken – meistens mit einem Glas Bier. Heutzutage

ist es unvorstellbar, dass diese Strasse im Winter wochenlang als Schlittelbahn verwendet werden könnte.

Malix war auch Ausgangspunkt, um mit Fellen an den Skis den Churer Hausberg Brambrüesch sozusagen «von hinten» zu bezwingen. Als Lohn für den Aufstieg winkte dann eine nicht immer problemlose Abfahrt nach Chur, bei der man vergeblich nach einer Piste Ausschau hielt. Aber man kannte ja die Richtung, in der man fahren musste, um schlussendlich beim Obertor anzukommen. Diese Exkursion konnte man locker am Samstagnachmittag absolvieren. Am Sonntag ging's dann auf die Skipisten auf der Lenzerheide oder in Flims, seltener auf jene von Arosa. Massgeblich war dabei der Preis, der für dieses Sonntagsvergnügen verlangt wurde. Auf der Lenzerheide, wo zu dieser Zeit ledig-



Zu Fuss auf den Churer Hausberg: Brambrüesch war schon früher einen Besuch wert.

lich die Hänge des Piz Scalottas durch zwei Skilifte erschlossen waren, musste man in eine Tageskarte – inklusive Postauto – lediglich 10 Franken investieren. In Flims hielten sich die Aufwendungen für einen Skitag in ähnlichem Rahmen, Arosa war dann schon etwas teurer.

Für einen Flachländer waren die Wintersportmöglichkeiten rund um Chur natürlich das Paradies. Aber dies war nicht der einzige Grund, dass Chur für mich und meine Familie zum Lebensmittelpunkt wurde. Viel stärker ins Gewicht fiel, dass man in einer Kleinstadt wie Chur eine hohe Lebensqualität hatte und ein harmonisches Familienleben führen konnte. Dies wurde nicht nur von mir, sondern auch von meiner Frau und meinem Sohn sehr geschätzt und genossen.

So mancher meiner Schweizer Freunde konnte es nur schwer nachvollziehen, wie man von Wien nach Chur gehen konnte. Nun, meine Heimatstadt ist gewiss wunderschön und wird sogar immer schöner. Aber es macht einen grossen Unterschied ob man in Wien Ferien macht oder ständig dort lebt. Sonst würde ich nicht schon fast 59 Jahre in Chur leben. Waren es ursprünglich finanzielle Anreize, die mich nach Chur führten, so ist es längst die Überschaubarkeit und hohe Lebensqualität, die mich zum eingefleischten Churer werden liessen – obwohl ich immer noch Bürger von Wien bin. Aber das wäre ein anderes Kapitel ...



Strenge Regeln: In der Badi Sand wurde strikt nach Geschlechtern getrennt gebadet.



Von Hektik noch keine Spur: Blick auf die alte Postautostation am Bahnhof.